

### 35. Wir werden ausgebombt

Am Morgen des 25. März 1945, einem strahlenden Frühlings-Sonntag, flogen die Amerikaner ihren vorletzten Luftangriff auf Hannover. Der letzte folgte dann drei Tage später. Nur zwei Wochen danach wurde unsere Stadt durch die amerikanischen Truppen vom Westen her eingenommen. Und ausgerechnet beim vorletzten Bombardement erwischte es uns. Unsere Wohnung im vierten Stock des Hauses der Apotheke am Küchengarten ( Hannover-Linden, Limmerstraße 2 d) brannte ab, und mit ihr das ganze Gebäude, ein viergeschossiges, etwa 30m hohes Mietshaus.

Schon am frühen morgen hatten wir das Radio mit dem Drahtfunk eingeschaltet, der die anfliegenden Bomberverbände ankündigte, sobald sie die holländische Küste erreichten. Dieser Drahtfunk übertrug auf einer besonderen, lokal begrenzten Frequenz Durchsagen aus dem Gaubefehlsstand, dem Sitz der Gau-Leitung, der politischen Führung, die in einem Bunker nahe dem hannoverschen Schützenplatz (auf dem Gelände des heutigen Niedersachsenstadions) untergebracht war. Das hörte sich dann ungefähr so an: „Feindliche Bomberverbände im Planquadrat B 13 im Anflug auf den Gau Süd-Hannover - Braunschweig. Verlassen B 13 in Richtung C 14“. Diesen Vorwarnsender ließen wir praktisch den ganzen Tag bis in die Nacht eingeschaltet. Er brachte nur Informationen dieser Art, also weder Musik noch Nachrichten, und ließ zum Zeichen dafür, daß er auf Sendung war, nur einen Taktgeber hören, der bei Bedarf durch die Flugmeldung unterbrochen wurde.

Die Bürger hatten ein Planquadratnetz auf Landkarten übertragen oder aus der Tageszeitung ausgeschnitten, so daß sie den Anflug der Verbände genau verfolgen konnten. Sie konnten also ermessen, wann es Zeit war, den Bunker aufzusuchen. Je früher man dorthin kam, desto größer war die Chance, einen Sitzplatz zu ergattern. Außer dem beschriebenen Drahtfunk gab es natürlich noch die Alarmsirenen, die auf Hochhäusern angebracht waren und deren nervtötendes Geheul man weithin hören konnte. Zuerst kam der Voralarm. Das waren drei langanhaltende Töne. Sie dienten der Vorwarnung, d.h. der Vorbereitung auf einen möglichen Angriff. In den Betrieben wurden die Maschinen abgestellt. Die Mütter zogen ihre Kinder an und stellten die Koffer bereit, nahmen das Essen vom Herd, stellten die Öfen aus. Die Alten suchten schon die Schutzräume auf. In der Regel folgte eine Viertelstunde später der Vollalarm. Das war dieses an- und abschwellige Sirengeheul, das unter die Haut ging. Jetzt war es höchste Zeit den Luftschutzkeller aufzusuchen. Die Stahltore der Bunker wurden geschlossen; denn jeden Augenblick konnten die Bomben fallen. Oft setzte dann auch der Flakbeschuß ein. (Flak = Flugzeugabwehrkanone). Bei heftigem Beschuß schwirrten Granatsplitter durch die Luft. Anfang des Krieges wurden diese messerscharfen Splitter nach den Angriffen von uns Kindern wie seltene Münzen gesammelt und in Zigarrenkästen aufbewahrt. Sie konnten die Größe eines schweren Küchenmessers erreichen und wurden in der Schule stolz vorgezeigt und wie Briefmarken getauscht. Mit der Zeit wurden es so viele, daß sie ihren zweifelhaften Wert verloren.

In diesen letzten Kriegswochen vom Januar bis April 1945 war selbst den eingefleischten Nationalsozialisten und den getreuesten Führer-Anhängern klar geworden, daß der Krieg längst verloren war. Und auch die nicht enden wollenden Propaganda-Sendungen des Rundfunks fanden keinen Glauben mehr. Der „geniale“ Propagandaminister Dr. Josef Goebbels verkündete bis in die letzten Kriegstage noch



aus dem Führerbunker in Berlin, daß nunmehr die neuen Wunderwaffen das Kriegsgeschehen umkehren und uns den Endsieg bescheren würden. Nur politische Idioten konnten diese Versprechungen noch glauben. Das Volk nannte die regelmäßigen Kommentare dieses mitreißenden Volksverführers, der wegen einer Behinderung einen Fuß hinter sich herzog und einen hinkenden Gang hatte. „Hinkemännchens Märchenstunde“. Der perfideste Luftangriff der anglo-amerikanischen Airforce hatte im Februar die mit Flüchtlingen und Verwundeten überfüllte Sanitätsstadt Dresden zerstört und zahllose Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert. In den zerstörten Großstädten gab es viele, die nun bedauerten, daß das Attentat auf Hitler am 20. Juli des Vorjahres mißlungen war. Ganz gleich, was hiernach von Feindesseite auch gefolgt wäre, schlimmer als dieser fortdauernde Vernichtungskrieg hätte kein Ende sein können. Keiner wagte das auszusprechen, weil auf defaitistische Äußerungen dieser Art die Todesstrafe stand. So blieb den gebeutelten Menschen, den Alten und Kindern, den Kriegerfrauen, deren Männer im Felde standen und den Witwen nichts anderes übrig, als ihr Leid bis zum bitteren Ende zu tragen. Grau in grau bestimmten die ausgemergelten Menschen das staubige Bild der von Ruinen umsäumten Straßen. Der mühselige Alltag war ausgefüllt mit der schwierigen Nahrungsbeschaffung und der Bunkerlauferei. Wenn nicht gerade Fliegeralarm war, mußte man vor den Läden Schlange stehen, um auf Lebensmittelmarken die karge Zuteilung abzuholen. Wenn auch alles sehr knapp bemessen war, vorallem Fett und Fleisch, das Wenige war organisatorisch gut verteilt. Die Stimmung konnte nicht niedergeschlagener sein. Ein Zustand lähmender Lethargie hatte sich wie ein niederdrückendes Netz über die Menschen in ihrem Elend gelegt. Sie waren einfach unsagbar müde, schlapp und mutlos, ihrem Schicksal gleichgültig ergeben.

Was unsere Familie betraf, so hatten wir im August des Vorjahres aus Rußland die Mitteilung erhalten, daß mein Vater vermißt sei. Wir mußten das Schlimmste befürchten. (Er ist wahrscheinlich in den Sümpfen Litauens umgekommen.) Entsprechend niedergeschlagen waren meine Mutter und meine Großmutter. Meine Schwester Hannelore war noch nicht vier Jahre alt. Ich wurde in wenigen Wochen 16 Jahre und war im September gesund und munter von einem Einsatz in den Niederlanden zurückgekommen, wohin wir älteren Schüler, soweit nicht als Flakhelfer oder zum Wehrdienst eingezogen, zum Ausheben von Panzergräben geschickt worden waren. Meine Mutter war gelernte Schneiderin und hielt uns durch ihre unermüdliche Arbeit über Wasser. Sie war lebenserfahren und konnte gut mit den Menschen umgehen. Aufgrund ihrer Fähigkeit, schnell Kontakt und Freunde zu gewinnen, hatte sie gute Beziehungen zu einer Pferdeschlachterfamilie und zur Gemüsefrau. Das waren unsere wichtigsten Quellen, zumal man für die Fleischmarken die doppelte Menge Pferdefleisch bekam. Mutter bekam die besten Stücke von Jungtieren und „handelte“ mit dem kostbaren Pferdefett, gegen das man vieles tauschen konnte, z.B. Kaffeebohnen. Außerdem hatte uns Vater, der nicht rauchte, „aus dem Felde“ immer seine Zigarettenzuteilungen gesandt, ebenfalls wertvollstes Tauschgut. Wir mußten also nicht hungern, auch wenn ich mich manchmal mit einer Art rotem Paprikasenf als Brotaufstrich begnügen mußte.

Zurück zum 25. März 45. An diesem Sonntagmorgen ging meine Großmutter schon beim „Anflug der feindlichen Bomber auf die Niederlande“ zum Bunker. Sie ging immer schon allein voraus, einfach weil sie nicht so schnell laufen konnte wie wir. Wenn wir dann später nach kamen, saß sie schon mit ihrer Freundin in ihrer



Bunkerkabine. Wir saßen übrigens in einer anderen Kabine. Die kleine, etwa 70jährige Frau ging gebeugt und war bis auf die Knochen abgemagert. Sie hatte ihren Mann und ihren ältesten Sohn schon viele Jahre zuvor und ihre letzten beiden Söhne jetzt im Kriege verloren. Sie wohnte nun bei uns. Ich habe dieser kleinen tapferen und gottergebene Frau, Oma Sophie, die ich lieb gehabt habe, ein besonderes Kapitel gewidmet.

Soweit ich mich erinnern kann, ging ich mit Mutter und Hannelore, meiner kleinen Schwester, die ich natürlich immer „schleppen“ mußte, an diesem Morgen etwa gegen 8 Uhr in den Bunker. Ein direkter Angriff auf die Stadt zeichnete sich ab, als letzte, eilige Flüchtige schnell noch in den Bunker kamen und die Eisentüren geschlossen wurden. Wenn Bomben in der Nähe einschlugen, konnte man das an der Bodenerschütterung spüren. Dann herrschte bei den eng zusammengedrängten Menschen angstvolle Stille. Gegen 10 Uhr wurde eine Vor-Entwarnung gegeben. Das bedeutete, daß die Airforce-Verbände ihren Rückflug angetreten hatte. Vorsicht war weiterhin geboten, denn vereinzelt Nachzügler konnten ja noch Bomben abwerfen. Es gehörte durchaus zur Taktik der Feindbomber, die Menschen zu treffen, die den Heimweg schon leichtsinnig, voreilig angetreten hatten. Dennoch ging ich, nachdem ich mich mit meiner Mutter kurz verständigt hatte, allein hinaus, um zu sehen, ob unser Haus noch stand. Ich sah schon von weitem, daß es wohlbehalten, unzerstört geblieben war und wie ein Fels in der Brandung auch diesem Angriff standgehalten hatte. Noch ahnte ich nicht, wie es drinnen aussah..

Also ging ich weiter, in das vierstöckige Wohnhaus hinein und die genau 96 Stufen hinauf zu unserer Wohnung. Auf der Straße war ich nur ein, zwei Menschen begegnet. Die Leute wagten sich offensichtlich noch nicht wieder hinaus. Ich trug den leichten Wintermantel meines Vaters, dessen modisch elegante, einfarbige Passe auf dem Rücken sich von dem grünen Fischgrätmuster des übrigen Stoffes abhob. Weil er für mich eigentlich noch zu groß war, umhüllte er mich wie eine Toga und verlieh mir mit dem lässig um den Hals geworfenen gelben Schal jenen künstlerischen Ausdruck, der mir, wie ich meinte, als künftigem Schauspieler gerecht würde.-

Ich war die lange Treppe hinaufgelaufen, und als ich, noch außer Atem, die Wohnungstür öffnete, kam mir der dicke Qualm einer brennenden Wohnung entgegen. Durch den ohnehin schon durch den Luftdruck vorhergehender Angriffe stark beschädigten Dachstuhl, den nur noch wenige Ziegel bedeckten, waren mehrere Stabbrandbomben direkt in die Wohnung durchgeschlagen. In verschiedenen Räumen versprühten diese etwa 1,50m langen, sechseckigen Stangen wie starke Feuerwerkskörper nach allen Richtungen Feuerfunken und begannen zu glühen. In unserem langen Flur lag ein solcher sprühender Stab. Ohne mir einen Überblick über den Zustand der etwa 160qm großen Wohnung mit ihren sieben Räumen zu verschaffen, versuchte ich zunächst einmal, diese Brandbombe zu löschen, indem ich zwei Sandsäcke darüber warf und dann zwei Eimer Wasser darauf kippte. Diese Aktion kostete mich schon viel Kraft, denn die vollen Wassereimer mußte ich ja vom Treppenhaus durch den langen Flur erst einmal heranschleppen. Vor jede Wohnung hatten die Mieter zu jener Zeit Sandsäcke, gefüllte Wassereimer, eine Feuerpatsche und, bei größeren Wohnungen, auch eine Wasserspritze, bereitzustellen. Letztere war einer großen Luftpumpe mit Wasserschlauch ähnlich, die in den Wassereimer gesteckt, von zwei Mann bedient werden mußte. Immer wieder hatten Haus- und Luftschutzwart geprüft, ob diese Löschhilfen



ordnungsgemäß bereitgehalten wurden.

Ich mußte schnell erkennen, daß meine Löschkaktion erfolglos geblieben war. Unter den nassen Säcken sprühte die Stabbombe munter weiter. Die Säcke verschmorten, der Sand verteilte sich und das Wasser verkochte. Ohne das Ergebnis abzuwarten und in der Angst, daß die Bombe auch noch explodieren könnte, lief ich in das große Eßzimmer, daß inzwischen „lichterloh“ brannte. (Ich glaube, dieser Ausdruck entstammt der Geschichte von dem Paulinchen im „Struwelpeter“, die unerlaubt mit Streichhölzern spielte. „Miau, mio“, schrien die Katzen.) Die schweren Eichenmöbel, das Buffet, in das die biblische Geschichte geschnitzt war, die zwei Meter hohe Vitrine mit dem geschliffenen Bogenglas, der Schreibtisch mit dem schweren Stuhl, der große Eßtisch..., das alle war inzwischen vom Feuer erfaßt und sprühte nun ebenfalls nach allen Seiten. Ich konnte das Zimmer wegen der Hitze nicht mehr betreten. Das angrenzende Wohnzimmer mit dem schweren Bücherschrank, ebenfalls in schwarzgebeizter Eiche bot das gleiche Bild. Ich sah, daß die Bücher vom Feuer erfaßt waren und weiter hinten im Raum die Polstermöbel verbrannten.

Also lief ich ins Schlafzimmer, griff mir die dicken Federbetten und brachte sie durch das endlos lange Treppenhaus auf die Straße, direkt in die gegenüberliegende Ruine eines ehemaligen Kaufhauses. Dort, in den ausgebrannten Ladenräumen, war genug Platz, das wenige „Gerette“ abzustellen. Inzwischen hatten sich dort auch die ersten aus dem Bunker heimkehrenden Hausbewohner versammelt, um von hieraus die Katastrophe mit ernstesten Gesichtern zu verfolgen. Ein schreckliches Schauspiel, wie Etage auf Etage dieses großen, herrschaftlichen Hauses niederbrannte.

Ich hatte die Federbetten unten abgelegt und rannte wieder hinauf in unser viertes Stockwerk, um nun ein paar Kleider meiner Mutter zu holen. Dabei sah ich, daß inzwischen auch die zweite Etage in Feuer stand. Ein Dachgarten, der sich an diese Etage anschloß, war ebenfalls von Brandbomben durchschlagen. Dennoch lief ich wieder in unsere höher gelegene Wohnung, raffte Kleider und Wäsche zusammen und warf sie hinunter in den Hof, in der Absicht, sie dort später wiederzuholen. Jetzt stand ich in der großen Küche. Was sollte ich retten? Die Uhr auf dem Küchenschrank erschien mir ein lohnendes, wertvolles Objekt. Vorsichtig schob ich sie durch die Durchreiche zum Treppenhaus. Auf dem Kochherd stand ein Topf mit Sauerkraut und einem daraufliegenden Stück Schweinenacken. In diesen Tagen ein fürstliches Essen und das Fleisch geradezu goldwert. Ich wollte den Topf retten. Auf den Topf kam es mir an, und ich schüttete seinen kostbaren Inhalt aus. In Augenblicken wie diesen verliert man die Übersicht.

Es war an der Zeit, die brennende Wohnung zu verlassen. Ich hörte, wie im hinteren Teil der Wohnung die brennende Decke einstürzte, und mußte erkennen, daß das Feuer mir den Rückweg über den Ausgang der Wohnung in das Treppenhaus versperrt hatte. So blieb mir als einziger Ausweg das Küchenfenster, das zum Hof hinausging und im rechten Winkel zum Treppenhausfenster stand. Aber immerhin mußte man diesen Winkel erst mit einem weiten Schritt nach draußen überqueren, und darunter lagen etwa 30 Meter. Ich stieg mit meinem wehenden Mantel, den ich in aller Aufregung nicht abgelegt hatte, auf die Fensterbank und hielt mich am Fensterrahmen fest. Er wackelte beträchtlich, denn er war in den Monaten zuvor wiederholt durch den Luftdruck der Luftminen nach innen gedrückt worden. Wir hatten ihn immer wieder mit diesen weichen Aluminium-Nägeln, die es damals nur



gab, in den Fugen festgeheftet. Das Fensterglas war übrigens längst durch Drahtglas ersetzt, einem transparenten Kunststoff, der auf ein Drahtnetz gegossen und von diesem gehalten wurde. Der Schritt in der vierten Etage über den Hof vom Küchen- zum Treppenhausfenster war wagehalsig und kein Mensch würde ihn unter normalen Umständen wiederholen, es sei denn er führe einen solchen Akt als Artist ohne Netz im Zirkus aus. Meine Mutter stand unten im Hof und beobachtete das kühne Schauspiel. Ihr Herz muß stillgestanden haben, als ich mit dem flatternden Mantel, mich an den klapprigen Fensterrahmen vorsichtig festhaltend, mit dem rechten Fuß auf dem Vorsprung des einen Fenster stehend mit dem linken Fuß auf den Vorsprung des anderen Fensters vortastete, um mich dann hinüberzuschwingen. Es klappte. Ich war mir der Gefahr wahrscheinlich nicht bewußt. Ein Wahnsinn. Das alles für einen Kochtopf und eine Küchenuhr.-

Eines wackeren, unbekanntem Helfers muß ich an dieser Stelle gedenken. Er war etwa 40 Jahre alt, uns völlig unbekannt und wahrscheinlich ein für den Wehrdienst unabkömmlicher Rüstungsarbeiter von der Hanomag. Er war von der Arbeit kommend an unserm brennenden Haus vorbeigekommen. Kam hinauf in unsere Wohnung, sah dort im Flur, nicht weit von der sprühenden Brandbombe die Singer-Nähmaschine, nahm sie auf die Schulter, indem er seinen Kopf durch das untere Gestänge aus Gußeisen steckte, und schleppte die schwere Maschine die vier Etagen herunter, um sie wortlos zwischen die geretteten Utensilien in der gegenüberliegenden Ruine abzustellen. Wir fanden die gerettete Maschine erst, als wir unsere „sieben Sachen“ sortierten. Mit ihrer Arbeit an dieser Nähmaschine hat uns meine Mutter all die schweren Nachkriegsjahre hindurch ernährt und mich durch die Schule bis zum Abitur „genäht“. Ich habe mich viel später bei diesem Herrn für seinen selbstlosen Einsatz bedankt. Irgendjemand hatte ihn beobachtet und erkannt. Er hieß Müller und wohnte in einem Hinterhaus auf der Limmerstraße, hinter Ballhauses Hemdengeschäft.

Unten angekommen ging es weiter. Inzwischen standen dort viele Zuschauer. Schaulustig war sicher keiner. Die Mieter sahen betroffen zu, wie ihr Hab und Gut Stockwerk um Stockwerk verbrannte. Einmal kam Hoffnung auf, als ein Arbeitstrupp organisierter Helfer kam. Wir dachten, die Männer sollten nun löschen. Aber sie waren nur abkommandiert, um die Möbel von Kern Kölsch aus der dritten Etage herauszuholen. Herr Kölsch war ein höherer Parteifunktionär.

Dann brannte die zweite Etage vollends nieder. Hier hatte der Hauseigentümer, der Apotheker Baumeister gewohnt, dem man aber die Lizenz entzogen hatte, weil er drogensüchtig geworden war. Er hatte die Apotheke dann verpachtet. Eine Etage rutschte auf die andere. Ein paar Fremdarbeiter wollten bei dem Arzt Dr. Hess in der ersten Etage helfen. Als die zweite Etage auf die erste fiel, konnten sich zwei Männer retten, einer kam um.

Schließlich fiel mit lautem Getöse, der schwere Schutt der oberen Etagen ins Parterre, in die Apotheke. Durch die Schaufensterhöhlen konnte man nun die rauchenden Trümmer des ganzen Hauses sehn. Jetzt kam auch ein Feuerwehrtrupp, der reichlich Wasser über die rauchenden Reste verspritzte. Auf diese Weise wurde jedenfalls der Keller und alles, was wir hier gehortet hatten, gerettet, wenn auch durchnäßt. Für uns waren das zwei wertvolle Teppiche, fünf Gemälde, Porzellanfiguren sowie allerhand Eingemachtes und die Kartoffeln. Weil das Wasser nun in die Keller lief, mußte ich



das gefährdete Gut herausholen.

Das Haus war sehr solide gebaut worden. Die Brandmauern überstanden das Feuer, so daß man die Raumaufteilung noch in der hohlen Ruine bis unter den blauen Himmel verfolgen konnte. Auch das eiserne Treppengerüst blieb erhalten. Wochen später schlich ich mich über dieses Gerüst bis in unsere vierte Etage. Durch die Höhle der Wohnungstür konnte ich über die Stockwerke hinab die Brandmauern der Zimmer sehn. Vor mir lag verkohlt und verglüht unser Namensschild und die Durchreiche vom Treppenhaus zur Küche hatte noch ihr Eisenstäbe behalten. Unten aber auf dem Schutthaufen in der Apotheke lagen, wie ich nachher entdeckte, die verkohlten Reste meiner Jugendbücher. Dieser Anblick hat mich schon recht traurig gemacht.

Als wir nun auf der anderen Straßenseite in der Ruine des Kaufhauses standen und bis zum Abend das Ausbrennen unseres Hauses betrachteten, mußten wir überlegen, wohin es mit uns und unserer geretteten Habe gehen könnte. Es gab Notaufnahmestellen, bei denen man sich melden konnte. Aber da kam ein rettender Engel in Form unseres Bunkerwartes vorbei. Jener schwerkriegsversehrte Herr Seegers. Er ging an Krücken. Meine Mutter, die ja erst einen mächtigen Aufstand mit ihm gehabt hatte, als er unsere angestammten Bunkerplätze für seine engeren Freunde requirieren wollte, erkannte ihn. Er nahm sie beiseite und sagte ihr, daß in der Rampenstraße 2, nur zweihundert Meter von uns entfernt, im Erdgeschoß rechts, ein Herr Wagner seine Wohnung ganz allein bewohnte. Dieser habe seine Frau und seine Tochter evakuiert und würde uns in Anbetracht unserer Notlage sicher ein Zimmer abgeben können.

Also klingelten wir bei Herrn Wagner, einem Chemiker, der eine kleine Fabrikation von Kunststoffknöpfen betrieb, und der uns wohl ganz sympathisch fand und dem nun auch nichts anderes übrig blieb, als uns Unterkunft zu gewähren, unter der Prämisse allerdings, daß wir das Zimmer sofort zu räumen hätten, wenn seine Familie zurückkäme. Sein Wohnungsnachbar auf der linken Seite, also ebenfalls Erdgeschoß, sei in der gleichen Situation wie er. Auch er habe seine Frau in die Heide evakuiert und würde sicher meine Großmutter aufnehmen, die ihn ja auch bekochen könne. Somit war meine Mutter mit mir und der vierjährigen Hannelore in einem Zimmer bei Herrn Wagner parterre rechts und meine Großmutter in einem Zimmer bei Herrn Schwarz parterre links untergekommen.

In dem kleinen Zimmer bei dem freundlichen Herrn Wagner stellten wir für Mutter und Hanne ein Eisenbettgestell auf, das der ebenfalls in unserm Haus ausgebombte Arzt Dr. Hess aus seinem Keller gerettet und nun uns geliehen hatte. Ich sägte mir aus einem doppelstöckigen Luftschutzbett eine einstöckige Liege zurecht. Um uns lagen und standen die geretteten Teppiche, die Rokoko-Porzellanfiguren der königlich-preußischen Manufaktur und das Eingemachte. In der Ecke lehnten die Ölgemälde, die mein Vater bei seinem letzten Urlaub sorgfältig in starke Säcke eingenäht hatte. Zum Anziehen hatten wir nur das, was wir „auf dem Leibe trugen“. So erwarteten wir das Kriegsende, das für uns vierzehn Tage später eintrat, als die Amerikaner vom Westen her kommend durch die Limmerstraße vordrangen, wobei sie zur Deckung ihrer nachrückenden Infantristen einen Sherman-Panzer in der Ruine unserer abgebrannten Apotheke postierten.



Zur Ergänzung folgt hier Abschrift aus Dieter Tasch 'Hannover zwischen Null und Neubeginn' (Seiten 14 ff)

(Wegen des Kohlen- und Gasmangels) befiehlt der Reichsverteidigungskommissar in und Gauleiter Hartmann Lauterbacher 15.000 Festmeter Holz in der Eilenriede einzuschlagen. ( Der Stadtbaurat Elkart kann das noch verhindern.)

Nach über 100 Luftangriffen sind die Stadt Hannover und viele Dörfer in einem weiten Umkreis ohnehin nur noch Trümmerhaufen. In der Woche vor Ostern pflügen Bombenteppiche am Sonntag, dem 25. März, und drei Tage später noch einmal die gequälte Stadt um. Aus Hannover wurde eine Ruinenwüste mit 6 Millionen Kubikmetern Trümmern, eine unvorstellbare Menge. 14.000 Häuser waren zerstört. 1939, als der zweite Weltkrieg ausbrach, hatte eine letzte Bestandsaufnahme 147.222 Wohnungen in Hannover ergeben. Nun, Anfang April 1945 existierten davon nach den Schadensmeldungen im Bau- und Kriegsschädenamt der Stadt noch 59.875. Doch auch von ihnen war der überwiegende Teil mehr oder weniger beschädigt. Nur 9.400 Wohnungen haben keine Schäden. Die Zahl der intakten Telefonanschlüsse ist von 24.000 auf 200 gesunken.

In der Schadensbilanz werden 35 nicht mehr benutzbare Schulen (von 87), 21 zerstörte Kirchen, 5.850 durch Bombenschäden nicht mehr arbeitsfähige Gewerbebetriebe aufgeführt. Seit Jahresanfang 1945 war der Unterricht in der Stadt ausgefallen. (Schon im Jahr davor fand nur ein kläglicher Behelfsunterricht statt; denn wegen Kohlenmangels und Bombenschäden mußten die Schüler entfernte Schulen aufsuchen, wo im Schichtunterricht bis in den späten Nachmittag unterrichtet wurde, in schlechter Luft und ohne, daß man die Mäntel auszog. Vor Übermüdung schliefen die Kinder ein.)

(Seiten 19ff) Seit den beiden letzten Angriffen hausen die meisten Hannoveraner, etwa 217.000 von einst 476.700 (1939) , in der Stadt ohne elektrisches Licht, ohne Gas, auf denen sie ihr Essen kochen können.(-und zeitweise ohne Wasser, das wir in Eimern von der etwa 3 km entfernten Sauerkrautfabrik Tuschke in der Pfarrlandstraße holen mußten.) Nur noch 11% der Haushaltungen sind an intakte Wasserleitungen angeschlossen. Weniger als 25% der Einwohner haben elektrisches Licht, Sämtliche Straßenbahnstrecken sind unbefahrbar.

Als Rationen für die 74. Zuteilungswoche, die in der Woche nach Ostern beginnt, sind vorgesehen: Für Normalverbraucher je Woche 1.700g Brot, 250g Fleisch, 125g Zucker, für 3 Wochen 225g Nahrungsmittel, 62,5g Käse, 100g Kaffee-Ersatz, der sog. Muckefuck. Weil Ostern ist und wegen der letzten Angriffe gibts ein Ei. (Vor allem fehlt Obst und Gemüse.)

(Aus 'Hannover Chronik') Zahl der im Luftkrieg in Hannover getöteten Personen:

Einwohner	4748
Ortsfremde	354
Wehrmichtsangehörige	265
Ausländische Zivilisten und Gefangene	1005
Unbekannt	410
Gesamt	6782



Von den 472.000 Hannoveranern waren 1933 - also im Jahr von Hitlers Machtergreifung - 4.839 Juden. (Nach Emigration vor Kriegsbeginn im Jahr 1939 wurden 2.271 gezählt.) Bei Kriegsende 23 „sterntragende“ und 80 bis 100 „privilegierte“.

In seinem Buch 'Hannover zwischen Null und Neubeginn' fährt Dieter Tasch fort:

(Seite 22) Am Ostersonnabend (also kurz vor Einnahme der Stadt durch die US Army) haben sich einige hundert Menschen im Beethovensaal der Stadthalle versammelt. Es ist der einzig halbwegs festliche Raum, der in der Stadt noch erhalten ist. Die Menschen hören ein letztes Konzert. Das sog. Gaukriegsorchester (aus alten Musikern der Oper und des niedersächsischen Symphonieorchesters) spielt Wagner und Mozart...Unmittelbar nach dem Konzert findet im selben Raum die letzte öffentliche Parteiversammlung im NSDAP-Gau Südhannover-Braunschweig statt (NSDAP= Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei). Wenige Tage vor dem Heranrücken der Alliierten wechselt der Gauleiter, Reichsverteidigungskommissar und Oberpräsident Hartmann Lauterbacher seine engsten Erfolgsleute aus. Der ehemalige Führer der Hitlerjugend beruft zwei alte Kampfgenossen, jung wie er selber auf die beiden wichtigsten Posten. ...in einem glaubt er wohl den Mann zu sehen, der die Durchhalteparolen des Gauleiters am ehesten mit brutaler Gewalt im Zentrum des Gaus durchsetzen wird.

Mit Propaganda versucht Lauterbacher, die Bevölkerung zum Endkampf aufzupeitschen. Am Mittwoch, den 4. April, appelliert er über Rundfunk (und Hannoversche Zeitung) „Lieber tot als Sklav! - Der Gauleiter ruft alle Volksgenossen zum fanatischen Einsatz auf: Der Feind steht ...in unmittelbarer Nähe. Unsere Heimat ist in größter Gefahr. Wir sind entschlossen... unsere Frauen und das höchste und wertvollste Gut, unsere Kinder, vor dem Zugriff der Anglo-Amerikaner und der ihnen folgenden Juden, Neger, Zuchthäusler und Gangster zu schützen. ... Nach einer Niederlage ...würde Europa und Deutschland den innerasiatischen Aasgeiern und Dschingiskanen zum Opfer fallen und damit ... wir alle ausgemerzt. ...Jeden Quadratmeter unseres Gaus wird der Feind sich nur unter großen Opfern an Blut erkaufen können...Wir werden genau so anständig, wie wir glauben gelebt zu haben, auch sterben können ... Deutschland lebt in uns und unserem Führer. Im tiefen Glauben an seine Ewigkeit gehen wir in den Kampf.“ (Der Aufruf ist im Original auf Seite 25 des Buches von D. Tasch abgedruckt.)

(Vom Führerbunker in Berlin war sowohl von der Partei- als auch von der Wehrmachtsführung der Befehl erlassen, alle Vorräte und kriegswichtigen Einrichtungen wie Gas- und Elektrizitätswerke zu vernichten, alle Brücken und Gleisanlagen zu sprengen. Aber einige mutige Männer der Stadtverwaltung weigerten sich und überzeugten den Gauleiter davon, daß dies vor allem die Bevölkerung und nicht den Feind treffen würde. Lauterbacher hat in seiner letzten Lagebesprechung nichts gegen diesen Widerstand unternommen.) Er läßt sich (nach einer hektischen Inspektionsreise an die Weser) in den Harz bringen. Statt die Stadt, wie von Hitler und Bormann befohlen, bis zum letzten Mann zu verteidigen, flieht er mit seinem engsten Stab und seiner Familie. in vier Autos (darunter ein großer Horch), die bis unter das Dach (mit Zigaretten als Tauschware) vollgepackt sind, bis nach Prag. Er entkommt unterwegs nur mit Mühe den Erschießungskommandos seiner Gauleiterkollegen und landet Anfang Juni in seiner Heimat Österreich, wo er von britischen Truppen gefangen genommen wird. (Später gibt es Gerüchte, daß er nach Mailand entkam.)